

dtv

Die unwahrscheinliche, aber wahre Geschichte der Lily Sheil: In ärmsten Verhältnissen in den Slums von London geboren, im Waisenhaus aufgewachsen, zur Näherin ausgebildet, war Lily Sheil Dienstmädchen in Londoner Herrenhäusern, später umschwärmte Tänzerin in anzüglichen Hollywood-Revuen, schließlich Klatschjournalistin und – last but not least – Scott Fitzgeralds letzte Liebe. Die Biographie der unerschrockenen Sheilah Graham, wie sie sich selbst nannte, mutet an wie ein Filmstoff aus dem Hollywood der 40er- und 50er-Jahre. Das glamouröse London der 20er und 30er lebt auf, und die Jahrzehnte danach, als Amerikas Filmindustrie die Vereinigten Staaten mit mythisch gewordenen Filmen neu erfand.

Sheilah Graham (1904–1988), gebürtige Engländerin und naturalisierte Amerikanerin hat zwei *claims to fame*. Erstens kennt man sie als Fußnote in der Biografie des amerikanischen Erzählers F. Scott Fitzgerald – sie war die Geliebte seiner letzten Lebensjahre: 1940 starb er in ihrem Wohnzimmer in Hollywood an Herzversagen, erst 44 Jahre alt. Und zweitens war Sheilah Graham notorische Klatschkolumnistin in Hollywoods Goldenem Zeitalter – die Dritte in der »Unheiligen Dreifaltigkeit« neben Louella Parsons und Hedda Hopper. Ihre tägliche Kolumne *Hollywood Today* erschien 35 Jahre lang in weit über hundert Zeitungen in den ganzen USA. *Beloved Infidel*, ihre Erinnerungen an die tumultösen Jahre mit dem aggressiven und selbstzerstörerischen Alkoholiker Fitzgerald, wurden ein Bestseller, verfilmt mit Gregory Peck und Deborah Kerr.

Sheilah Graham
Gerold Frank

*Die furchtlosen Memoiren der
Sheilah Graham*

Ein autobiographischer Roman

Aus dem Englischen
von Marguerite Schlüter

Deutscher Taschenbuch Verlag

»Die furchtlosen Memoiren der Sheilah Graham«
erschieden als dreihundertster Band der Anderen Bibliothek,
begründet von Hans Magnus Enzensberger



2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Die Originalausgabe erschien 1958 unter dem Titel »Beloved Infidek«
bei Holt, Rinehart & Winston, Inc., New York.
© The Estate of Sheilah Graham
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2010 Eichborn AG, Frankfurt am Main
[Im Limes Verlag, Wiesbaden, erschien 1968 die deutsche Erstausgabe]
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Corbis/Bettmann
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14085-0

Bin ich einst tot, mein Liebster,
sing keine Trauermessen;
pflanz mir zu Häupten Rosen nicht
noch schattige Zypressen:
Laß grünes Gras mich decken,
das Tau und Regen näßt;
und wenn ihr wollt, gedenket,
und wenn ihr wollt, vergeßt.

Christina Georgina Rossetti
Deutsch von Hans Hennecke

Lieber Scott,

Du wolltest, daß ich die Geschichte meines Lebens schriebe, und hier ist sie nun — so viel später. Ich war mir stets im Zweifel darüber, ob ich sie erzählen sollte. Ich fand sie interessant, doch ich scheute mich. Ich habe so viel über meine Herkunft zusammenphantasiert, ich führte so lange Zeit ein Leben hinter der Maske, daß ich es nicht über mich brachte, die Wahrheit zu enthüllen. Doch Du, der Du als einziger meine ganze Geschichte kanntest, warst fasziniert von allem — von dem Milieu, das ich geschaffen, den Eltern, die ich erfunden hatte, dem Namen, den ich mir gab —, und das machte mir Mut. »Du mußt deine Geschichte schreiben«, sagtest Du, und Du brachtest ein großes Notizbuch und zeigtest mir, wie ich anfangen sollte, indem ich alles aufschrieb, was mir in Erinnerung kam. Vielleicht hätte ich die Geschichte damals geschrieben, mit Deiner Hilfe, wenn Du weitergelebt hättest. Doch Du starbst, und mir stand weder der Sinn danach, noch hatte ich den Mut dazu. Voll Mitleid mit mir selbst ging ich nach London, fast wünschte ich mir, im Krieg umzukommen. Doch anstatt umzukommen, überlebte ich. Ich heiratete und baute mir ein neues Leben auf, und ich habe versucht, meinen beiden Kindern etwas von dem weiterzugeben, was Du mich lehrtest.

Als die beiden — *Wendy und Robbie* — noch klein waren, erwog ich von neuem, dies Buch zu schreiben. Doch ich war noch nicht soweit — und ich hatte Angst. Was würden sie von mir denken? Von uns? Würden sie verstehen, daß zwei Menschen einander leidenschaftlich lieben und doch zu dem Schluß kommen, daß sie nicht heiraten können?

Wie würden sie es aufnehmen, wenn sie erfahren mußten, daß ihre Mutter nicht aus einer wohlhabenden Familie von gesellschaftlichem Rang kam, wie sie vorgab, daß ihre Kinderbilder retuschiert worden waren, um sie so zu zeigen, wie sie niemals gewesen, daß selbst die Fotos von Onkeln und Tanten an den Wänden Fälschungen waren ...

Doch der wichtigste Teil meiner Geschichte ist auch Deine Geschichte, und das half mir aus meinem Dilemma. Die Jahre vergingen, und ich las mehr und mehr über Dich in Büchern und Zeitschriften, und immer wieder dachte ich: Das ist nicht Scott, wie ich ihn kannte. Auf all diesen Seiten trat mir ein Mann entgegen, der mir oft ganz fremd war. Der Mann, den sie aus Deinen Briefen zusammenbastelten, aus Deinen Büchern und aus den schnellen, flüchtigen Blicken, die sie gegen Ende Deines Lebens erhaschten — er war nicht Scott Fitzgerald, wie ich ihn kannte. Und auch die anderen sollten wissen, daß Scott Fitzgerald zwar von einem Dämon, einem furchtbaren Dämon, verfolgt war, daß er jedoch gegen diesen Dämon angekämpft und ihn besiegt hatte, ehe der Tod ihn ereilte. Er starb nicht als Unterlegener.

Was meine persönlichen Ängste angeht, so habe ich sie von mir wegschieben können. Stückchen für Stückchen habe ich meinen Kindern die Wahrheit über meine Herkunft und Erziehung gesagt. Sie haben immer von Dir gewußt: sie wissen, daß Du etwas sehr Kostbares im Leben ihrer Mutter bist. Neulich erst fragte mich Wendy, als sie Deinen Namen las: »Ob er mich wohl gemocht hätte, Mutter?« Ich versuchte ihr zu erklären, warum wir nicht heirateten. »Ich konnte ihn nicht heiraten«, sagte ich, »weil seine Frau schwer krank in einem Sanatorium war, und er hatte eine Tochter, die er sehr liebte, er konnte sie beide nicht im Stich lassen.« Ich erzählte ihr von Deiner Verwandtschaft mit Francis Scott Key, und einmal, als sie das Star-Spangled Banner sang, wandte sie sich zu mir um und sagte ganz stolz: »Ich bin doch gewisser-

maßen verwandt mit F. Scott Fitzgerald, nicht wahr?« Und darauf fragte Robbie: »Ich bin auch mit ihm verwandt, Mami, nicht wahr?« — »Ja«, sagte ich, »ihr seid es alle beide — in gewisser Weise.« Ich sagte ihnen, daß Du sie gern gehabt hättest. Sehr gern.

Nachdem sie nun alt genug sind, um zu verstehen, und nachdem ich mich endlich überwunden habe, der Wahrheit rückhaltlos ins Auge zu sehen, kann ich meine Geschichte erzählen. Ich weiß, daß ich keinen Grund zur Furcht habe.

Sheilah





ERSTES BUCH

1-8

1

Mein wirklicher Name ist Lily Sheil, ein Name, der mich bis zum heutigen Tag in einem Ausmaß entsetzt, das ich nicht zu erklären vermag. Zwanzig Jahre lang ist er nicht über meine Lippen gekommen. Ich schreibe ihn hier zum erstenmal seit meiner Kindheit. Meine Kinder haben ihn nie gehört, auch sonst niemand von denen, die mich heute kennen: sie werden ihn auf dieser Seite zum erstenmal lesen. Klingt das unglaublich? Es ist wahr. Sein Klang läßt mir noch immer das Blut in die Wangen schießen, der kalte Schweiß bricht mir aus, ich möchte davonlaufen ...

Das Faktum ist, daß meine Kindheit als Ganzes mir immer dunkel und geheimnisvoll war, und der Name, auf den ich getauft bin, ist unlösbar mit den Jahren verbunden, die ich so lange Zeit verborgen habe. Ich habe ihn wie die furchterregende Beschwörungsformel eines Zauberers betrachtet: Wenn ich mich so weit vergesse, ihn auszusprechen, wird mit einem Schlag alles zerstört werden, was ich so mühevoll aufgebaut habe, die Gegenwart wird versinken, und ich werde wieder sein, was ich war. Selbst jetzt kann ich es kaum über mich bringen, die Wahrheit über meine Vergangenheit zu berichten ...

Der Anfang ist eine Busfahrt. Es ist ein offener Bus, in London, und wir sitzen oben, Tante Mary und ich. Nie zuvor war ich mit einem Bus gefahren. Ich war sechs und sehr aufgeregt, denn ich fuhr meiner neuen Schule entgegen.

»Du hast Glück, daß du dorthindarfst«, sagte Tante Mary. »Sie sind so nett dort zu den kleinen Mädchen ...«. Ich nickte, doch ich hörte nicht zu. Es war Spätnachmittag, an einem Wintertag in London 1914, und ich saugte im Vorüberfahren hungrig die Bilder und Geräusche der Stadt in mich ein, die Menschen, die über die Straßen gingen, die funkelnden Leuchtschilder an den riesigen Gebäuden. Gebannt starrte ich eines von ihnen an: Es war eine wahre Schwelgerei in Farben, aus der sich das Wort BOVRIL bildete, Buchstabe nach Buchstabe, erst rot, dann blau, dann weiß. Als es aufflammte, tauchte es die ganze Straße in Rot, dann in Blau, dann in Weiß; und als es verlosch, huschten die Straße, die Häuser, die Dächer allesamt zurück in geheimnisvollen Schatten.

Wo ich jetzt hinkomme, dachte ich, werde ich ein richtiges Bett haben, ein ganz richtiges. Und meine Gedanken waren bei diesem Bett, als der Bus hielt. In der einen Hand hielt ich krampfhaft meine Wachspuppe, mit der anderen klammerte ich mich an Tante Marys Hand, und so kletterten wir aus dem Bus und gingen auf ein langgestrecktes Gebäude aus grauen Backsteinen zu. Als wir uns der Tür näherten, beugte sich Tante Mary zu mir herunter. »Nun denk schön dran«, flüsterte sie »sag nie, daß dein Pappi an Schwindsucht starb, sonst schicken sie dich weg. Und versuch, nicht zu husten — niemals!«

Dann waren wir in einem langen Flur, und Tante Mary führte mich zu einem Tisch, hinter dem eine große Frau ganz in Schwarz thronte. Ehrfurchtsvoll sah ich zu ihr auf. »Das ist sie, Lily Sheik«, sagte Tante Mary.

Die Frau richtete ihren Blick auf mich, und plötzlich hatte ich Angst. Ich zuckte zurück, aber Tante Mary hielt mich fest bei der Hand, und im nächsten Augenblick winkte uns die Frau weiter. Dann fand ich mich unerwartet in einem großen Raum mit andern Mädchen, und Tante Mary war nirgends zu sehen. Wie die andern tat ich, was man mir sagte. Ich legte meine Kleider in einem Häufchen auf den Boden. Verständnislos

und daher ohne mich zu schämen, sah ich zu, wie ein älteres Mädchen vorsichtig mit einer Zange meine Kleider hochhob und sie in einen riesigen Bottich mit kochendem Wasser fallen ließ. Dann war ich in einem anderen Raum, wo ich auf einem harten Stuhl saß, ein Tuch um die nackten Schultern, während jemand mit einer kalten Schere durch mein Haar fuhr, wieder und wieder, bis es fast völlig heruntergeschoren war. Ich sah, wie mein Haar rund um mich zu Boden fiel, aschblond und sehr dick. Ich weinte nicht damals — warum, weiß ich nicht —, aber eine Woche später etwa, als mein Haar wieder geschnitten wurde und ich in die Höhe langte und meinen stacheligen, beinahe kahlen Schädel fühlte, weinte ich bitterlich.

Ein Mädchen führte mich nach oben. Verblüfft starrte ich auf einen langen Raum voll kleiner weißer Toiletten. Nie hatte ich strahlend weiße Toiletten gesehen, und entzückt begann ich eine nach der anderen auszuprobieren, doch eine scharfe Stimme rief: »Komm her, Kind!«, und ich war in einem anderen riesengroßen Raum, voller Badewannen mit heißem Wasser und erfüllt von dem beißenden Geruch nach Karbolseife. Ich wurde gebadet, eingeseift und gründlich von Kopf bis Fuß geschrubbt und danach ebenso heftig trockengerieben.

Bekleidet mit wollenen Pumphosen, schwarzen Strümpfen und einem dunklen Sergekleid mit langen, bis zum Handgelenk zugeknöpften Ärmeln, stellte ich mich mit einem halben Dutzend anderer Neuankömmlinge in einer Reihe auf — alle mit kurzgeschorenem Haar —, und zwei und zwei gingen wir eine Treppe hinunter und auf einen zementierten Hof.

Plötzlich war Tante Mary neben mir, sie starrte auf mein geschorenes Haar. Ich drehte den Kopf noch rechtzeitig, um den Blick des Schreckens aus ihren Zügen weichen zu sehen. Sie kniete nieder und küßte mich. »Leb wohl, Lily«, sagte sie.

Ihre blauen Augen waren größer als je, und große Tränen standen darin. »Denk daran, du bist ein glückliches Kind,

weil du hier sein darfst. Sie werden gut für dich sorgen. Und benimm dich, hörst du!»

Ich war im Ostlondoner Waisenhaus. Dort blieb ich, bis ich vierzehn war.

Wenn ich auf meine Kindheitsjahre zurückblicke, fällt es mir schwer, nicht zu glauben, daß sie vielleicht nie wirklich waren — daß ich alles bei Dickens oder in einem billigen Schauerroman der Zeit gelesen habe. Ich wurde im Londoner Ostend geboren, nicht weit vom Limehouse, in einer armseligen Mietskasernengegend, der Lower East Side von New York vergleichbar. Meine Mutter war Köchin einer Anstalt. Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Er starb in Berlin an Tuberkulose, als ich elf Monate alt war. Warum er dorthin ging, was er dort tat, habe ich nie erfahren. Meine Mutter erzählte mir kaum etwas von ihm; und als ich alt genug war, neugierig zu sein, waren wir wie Fremde miteinander. Für mich war sie stets die kleine, müde Frau, die den Namen Mutter trug. Ich wußte, daß für andere Mädchen dies Wort eine Art Zauber barg, eine Wärme und Zärtlichkeit, nach der ich mich sehnte, die ich jedoch nicht empfinden konnte.

Bis ich sechs war, wohnten meine Mutter und ich in einem Erdgeschoßzimmer bei einer Heimwäscherin zur Miete. In dem Zimmer waren ein Bett und ein Sofa. Wir mieteten das Sofa von ihr: Es war unser Reich; tagsüber wohnten wir darauf; nachts schliefen wir darauf. Das Zimmer war vollgestapelt mit Wäsche, und beißender Seifengeruch mischte sich mit dem stechenden Geruch gekochter Kartoffeln, von denen wir, wie es schien, lebten. Ich sehe mich auf einer leeren Kiste sitzend und Mutter, die ein paar Löffel Kartoffelsuppe nimmt, und dann mich, wie ich mit demselben Löffel begierig esse, und wie wir beide Brotkranten in die Suppe tauchen, um unsere Mägen zu füllen.

Wenn meine Mutter fort und bei ihrer Arbeit war, machte ich mir immer Beschäftigung. Während die Wäscherin über ihr

Brett gebeugt arbeitete und mich dabei im Auge behielt, spielte ich auf dem Fußboden inmitten der Wäsche oder kroch auf den Steinstufen herum, die zur Straße führten, an Spiele verloren, die ich mit Hilfe von Stöcken und Kordelresten erfand.

Aus der Undeutlichkeit jener ersten Jahre tritt scharf umrissen der Tag hervor, an dem ich ins Waisenhaus gebracht wurde. Meine Mutter konnte nicht von ihrer Arbeit wegbleiben, und so tat ihr die Nachbarin, die ich Tante Mary zu nennen gelernt hatte — »Du hast keine richtigen Tanten, Lily, also tun wir so, als wär' sie deine Tante Mary« —, den Gefallen. Meine Mutter küßte mich, gab mir meine Puppe, Tante Mary nahm meine Hand in die ihre, und wir gingen fort.

An jenem Abend im Waisenhaus ging ich in einem riesigen, schwachbeleuchteten Schlafsaal zu Bett. Hohe Wände, ein kalter Holzfußboden und Reihe um Reihe eiserner Bettstellen. Im wollenen Nachthemd kroch ich unter meine Decke. Eine Frau kam herein. Sie war groß, ihre Augen hatten die Farbe des Regens. »Wir drehen jetzt das Licht aus«, sagte sie, »und ihr müßt brav sein. Kein Schwatzen mehr jetzt. Vergeßt nicht, auf die Toilette zu gehen. Wißt ihr alle, wo die Toilette ist?« — »Ja, Mum«, klang es in dünnem Chor, und das Licht verlusch.

Ich lag im Dunkel und spürte die Tränen aufsteigen. Ich lag in einem richtigen Bett, aber ich sehnte mich nach meiner Mutter. Ich hatte kein Verlangen danach, mit jemandem zu reden. Mir war seltsam zumute. Ich konnte nicht ausdrücken, was ich empfand. Heute erst weiß ich, daß es ein Gefühl der Kälte und Leere war, des Nirgendwohingehörens außer in das Bett, in dem ich lag.

Als ich so dalag, fiel mir plötzlich die kleine Tüte mit Bonbons ein, die Tante Mary mir dagelassen hatte. Man hatte sie mir nicht weggenommen. Bonbonlutschend fiel ich in Schlaf. Der Ort, an dem ich mich befand, war nicht besser und nicht schlechter als andere Anstalten dieser Art in England. Während der acht Jahre, die ich dort verbrachte, wurde ich nicht

schlecht behandelt: Zweihundert Mädchen wie ich wurden korrekt, streng und mit gänzlicher Unpersönlichkeit versorgt. Wir erhielten regelmäßige Mahlzeiten: dünn mit Margarine bestrichenes Brot, wäßrigen Kakao und zweimal in der Woche Eintopf, doch die Portionen waren klein, es gab nie etwas nach, und wir hatten immer Hunger.

Wir lebten nach dem Glockenschlag. Morgens um halb sieben weckte uns eine Klingel, um sieben rief uns ein zweites Zeichen zum Frühstück nach unten, auf ein drittes begannen um acht unsere täglichen Pflichten — Böden schrubben, Täfelung polieren, Töpfe und Pfannen reinigen —, schließlich kündigte ein weiteres Klingeln den Unterricht an, dann das Mittagessen, dann die Freistunde, und so ging es den ganzen Tag, bis ein letztes Klingeln das Licht-aus anzeigte.

Wir wußten, daß wir anders waren. Bis zu unserem zwölften Jahr schor man uns alle vierzehn Tage die Haare, sowohl aus hygienischen Gründen als auch um uns leicht erkennbar zu machen, falls wir davonliefen. Wir waren Wohlfahrtszöglinge. Man lehrte uns Liebe zu Gott, König und Vaterland und Dankbarkeit gegenüber dem Kuratorium, jenen gütigen, geheimnisvollen Damen und Herren, die arme Kinder wie uns von den Straßen auflesen und uns zu Hausmädchen heranzogen, oder, wenn wir uns sehr aufgeweckt zeigten, zu Stenotypistinnen, ja sogar Sekretärinnen ausbildeten. Wir wußten, daß wir nicht waren wie andere Kinder. Wir waren drinnen, lebten hinter hohen Mauern und verschloßnen Toren, während sie draußen waren, die Freiheit besaßen, nach Lust und Laune zu spielen oder mit ihren Müttern und Vätern spazierenzugehen. Tag um Tag beobachteten wir sie von den vergitterten Fenstern unseres Schlafsaals aus. Und keins von ihnen hatte geschorene Haare.

Doch ich war verwirrt. Gehörte ich nicht doch zu jemandem? Ich hatte eine Mutter. Wenn ich aber eine Mutter hatte, warum war ich dann hier? Ich fragte Jessie Duchard, ein

Mädchen, das ein Jahr vor mir gekommen war. Sie war stupsnasig und vorlaut, hatte weit auseinanderstehende Augen und ein sorgloses Gemüt. Wie ich hatte sie ein Elternteil — einen Vater.

»Er wollte mich nicht«, erklärte Jessie. »Er sagte, ich sei im Weg, und auch sonst wollte mich keiner, also schickten sie mich hierher.« Und dann: »Dich haben sie auch deshalb hierhergeschickt. Deine Mutter wollte dich nicht.«

Ich glaubte ihr gern. Dunkel erinnerte ich mich, eines Tages gehört zu haben, wie Mutter und Tante Mary sich unterhielten. »Ein Jammer, daß sie so unansehnlich ist«, hatte Tante Mary gesagt. Atemlos hatte ich auf die Antwort meiner Mutter gewartet. Doch sie hatte nur tief geseufzt.

Also war es wahr. Ich war unansehnlich. Und sie wollten mich nicht.

Sooft ich einen Blick in den Spiegel wagte, fand ich lediglich meine Unansehnlichkeit bestätigt. Mein Gesicht war marmorbleich. Ich war dünn und knochig. Ich war ständig erkältet. Meine Augen waren gerötet, stets lief mir die Nase. Meine Ohren und mein Hals juckten von Ekzemen. Ich wußte, daß ich unattraktiv war; wenn die Kuratoren kamen, tätschelten sie mir nie im Vorübergehen den Kopf.

Wer sollte schon ein Mädchen wie mich wollen?

Wenn es Jessie war, die mir klarmachte, daß ich nicht anziehend war, so war auch sie es, die mir beibrachte, daß es Mittel und Wege gab, sich zu dem zu verhelfen, was man sich wünschte.

Im Sommer wurden wir samstags in Gruppen in einen kleinen Park geführt, wo wir uns ungestört auf den Schaukeln vergnügen oder mit wilden Beeren vollstopfen konnten, während unsere Erzieherinnen sich für ein paar Stunden davonestahlen. Eines Samstags, sobald die Erzieherinnen fort waren, führte mich Jessie aus dem Park hinaus. Ich war entsetzt: das hieß die Vorschriften verletzen. Ängstlich folgte ich ihr eine

Nebenstraße entlang, bis wir zu einem Kino kamen. Auf der Plakatwand über dem Eingang buchstabierte ich WILLIAM S. HART IN: DER REVOLVERHELD. »Mach, was ich mache«, flüsterte Jessie. Wir postierten uns zwischen der Kasse und dem Eingang, so daß jeder, der hineinwollte, an uns vorbeimußte. Sobald jemand sich dem Kassenschalter näherte, begann Jessie zu seufzen, als wolle ihr das Herz brechen.

Ich tat es ihr nach. Wir müssen einen seltsamen Anblick geboten haben, einander zum Verwechseln gleich mit unseren kahlen Köpfen, unseren Baumwollschürzen, die Gesichter sehnsuchtsvoll erhoben. Zwei oder drei Leute gingen an uns vorüber, ehe wir belohnt wurden. Ein Paar in mittleren Jahren, Eintrittskarten in den Händen, kam heran. Jessie schaute flehend auf die Frau, dann zum Kassenschalter hinüber und stieß einen tragischen Seufzer hervor.

Die Frau wurde weich. »Wollt ihr Kleinen hinein und den Film sehen?«

»Ach ja, Madam«, hauchte Jessie. »Wir schwärmen so für William S. Hart.«

Ich war sprachlos. Meine Augen hielten auch das Gesicht der Frau fest, ich beschwor sie buchstäblich, uns mit hinein-zunehmen. Unaufhörlich gingen mir die Worte durch den Sinn: *O gib uns das Geld, gib uns das Geld, bitte gib uns das Geld.*

Die Frau öffnete ihr Portemonnaie. »Da habt ihr jeder einen Penny.« Sie lächelte zu uns herab. »Nun kauft euch Karten und vergnügt euch.«

Wir rannten zur Kasse, langten hinauf und ließen unser Geld hinklirren, bekamen die Karten und marschierten hinein. Es war die reine Seligkeit, da im Dunkel zu sitzen, die Augen auf die Leinwand gebannt, während William S. Hart über die Prärien des fernen Amerikas galoppierte, begleitet von der schwungvollen Musik, die der Pianist unterhalb der Leinwand aus seinem Kasten hämmerte. Dann starrten wir verschüchtert und ehrfürchtig auf etwas, was, wie ich heute weiß, harmlose